



► **Literatur**

**Peter Härtlings  
letztes Buch**

Seite 34



► **Reisen und Freizeit**

**Geisterstädte  
in Montana**

Seite 35



► **Stellenmarkt**

**Selbstständige müssen  
klare Linien ziehen**

Seite 43

# Das Ohr mag, was es kennt

Forscher haben herausgefunden: Wie wir Musik empfinden, entscheidet die Kultur, in der wir aufwachsen

Von Verena Großkreutz

**E**velyn Glennie ist so gut wie gehörlos. Sie ist eine weltberühmte Schlagzeugin. Töne, Klänge, Musik nimmt sie vor allem über Vibrationen wahr. Auch Beethoven verlor sein Gehör. Heilquellenkuren, Weihwasser-Ohrentropfen, Hörrohre: Es nutzte alles nichts. In den letzten Jahren seines Lebens war er gänzlich ertaubt. Für ihn eine Katastrophe, für die Nachwelt vermutlich ein Segen. Denn sein Spätwerk, entstanden in dieser Zeit völliger Ertaubung, ist revolutionär. Gerade Beethovens späte Klaviersonaten und Streichquartette eröffnen einen Klangkosmos, der weit ins 20. Jahrhundert strahlt.

Beethoven musste sich nunmehr auf sein „inneres“ Ohr verlassen. Und das ist offenbar weniger konservativ als das eigentliche Sinnesorgan. Denn unser Ohr zensiert. Es mag das am liebsten, was es kennt. Und es fühlt sich in unseren westlichen Gefilden besonders behaglich im Wohlklang. Angeboren ist das offenbar nicht, vielmehr durch Prägung angeeignet. Britische Forscher haben 2016 im Fachmagazin „Nature“ die Ergebnisse einer Studie veröffentlicht: Wie wir Musik empfinden, entscheidet die Kultur, in der wir aufwachsen.

In westlichen Kulturen mag man danach vor allem konsonante Intervalle wie die Terz, Quarte, Quinte, Sechste oder Oktave. Also Zusammenklänge, die in sich ruhen, nicht nach Auflösung streben, sondern miteinander verschmelzen.

Dementsprechend empfinden viele Menschen hierzulande Dissonanzen wie zwei gleichzeitig angeschlagene Töne im Halbtonabstand wegen der starken Reibung

**Die Ausbildung eines bestimmten Musikgeschmacks ist letztlich das Ergebnis eines Lernprozesses.**

bereits als unangenehm, ganz zu schweigen von der großen Septime oder dem Tritonus, dem Diabolus in musica.

Wie kamen die Forscher zu ihrem Ergebnis? Sie hatten die musikalischen Vorlieben von 64 Mitgliedern der Tsimane getestet, eines Volkes, das abgeschieden im bolivianischen Regenwald lebt. Sie spielten ihnen allerlei Klänge vor und stellten fest, dass diese Menschen, die noch nie mit unserer westlichen Musik in Berührung gekommen waren, keine ästhetischen Unterschiede machen zwischen schrägen und harmonischen Tonkonstellationen. Sie empfanden tatsächlich beides als gleich angenehm. Die Forscher folgerten daraus, dass eine Vorliebe für den Schönklang nicht angeboren sei. Das war bis dahin aber die vorherrschende Meinung gewesen. Klingt plausibel.

Warum sonst könnte sich das Verhältnis zu dissonanten Klängen im Leben verändern? Wir beginnen mit Kinderliedern und dem, was unsere Eltern hören – ob Klassik oder Pop. Aber je intensiver wir uns mit Musik beschäftigen und je mehr unterschiedliche Stile wir hören, desto breitgefächerter und differenzierter entwickelt sich auch unser Musikgeschmack. Und wäre die Ablehnung von Dissonanzen angeboren, würde es dann überhaupt einen einzigen Menschen geben, der sich freiwillig in ein Neue-Musik-Konzert beibt? Also in eines der musikalischen Avantgarde mit ihrer Eroberung des Geräuschs und der Dissonanz? Eine atonale Melodie als „schön“ zu empfinden, dazu braucht man eben eine Menge Hörerfahrung. Es geht aber.

Die Akzeptanz dissonanter Klänge wie auch die Ausbildung eines bestimmten Musikgeschmacks sind letztlich Ergeb-



Evelyn Glennie ist so gut wie gehörlos. Die weltberühmte Schlagzeugin nimmt Töne und Klänge vor allem über Vibrationen wahr. Foto: dpa

nisse von Lernprozessen. Je mehr unterschiedliche Musikstile wir hören, desto mehr hat auch unser komplexes Gehirn zu tun. Wir beginnen zu analysieren und sind plötzlich in der Lage, unsere Vorlieben zu begründen.

Musikjournalisten verdienen ihren Lebensunterhalt größtenteils mit dem Hören von Musik und ihrer Bewertung. Die Rezensenten versuchen ohne Vorurteile in die Konzerte zu gehen: ob Sinfoniekonzerte, Opernpremierer, Uraufführungsfesti-

vals, Kirchenkonzerte, Pop- und Jazz-Events – und wenn es verlangt wird, auch zu Heino.

Die Qualität einer Musikaufführung ist die objektive Seite der Medaille. Ob die Musik einem persönlich gefällt, die andere. Eine perfekt aufgeführte Brahms-Sinfonie beispielsweise macht Musik-Kritiker glücklich. Privat hört man den Komponisten aber vielleicht nicht unbedingt gerne. Beruflich steht der Intellekt im Vordergrund, privat zählt eher das, was das Herz berührt – ob es sich dabei um ein Avantgarde-Stück von Adriana Hölszky handelt, einen rotzig hingehauenen Song der Indie-Band We Were Promised Jetpacks oder Mahlers „Lieder eines fahrenden Gesellen“. Es kann ein Piazzolla-Tango sein oder ein Song von Björk. Es kann Einfaches sein wie die Trompetenmelodie aus Fellinis Film „La strada“ und so Komplexes wie Mozarts späte g-Moll-Sinfonie.

Aber warum berührt so manch einen die Mozarts g-Moll-Sinfonie stärker als Brahms' Vierte? Warum kriegen die meisten in der Reprise des Kopfsatzes nach dem zweiten Anlauf des Hauptthemas stets eine Gänsehaut? Es ist der Augenblick, in dem die raffiniert komponierte, sich aber unproblematisch gebende und vorhersehbar scheinende Oberfläche plötzlich aufreißt und eine ungeheure räumliche Weite entsteht. Die Gründe für die enorme Wirkung solcher Stellen sind nicht genau zu benennen. Man kann analysieren, was in der Partitur steht, die Faktoren Instrumentation, Stimmführung und Harmonik getrennt betrachten. Das Zusammenspiel dieser Ebenen und der Zusammenhang der Töne, die am Ende das Klangeignis ausmachen, entziehen sich aber einer genauen Analyse. Denn da trifft etwas aufs Unbewusste.

Unbewusst! Sieht man einmal ab vom analytischen, rationalen Hören von Musik und dem Nachdenken und Reflektieren darüber, werden die meisten Menschen beim Erklären von Musik das Denken eher ausschalten. Es zählt dann das individuelle Empfinden, und das ist ein kaum greifbarer Faktor. Es gibt wohl genügend Menschen, die die genannte Stelle aus Mozarts Sinfonie völlig kalt lässt. Ob ihnen nun die Hörerfahrung fehlt, ob sie klassische Musik verachten, lieber Heavy Metal oder Brahms' Vierte hören. Und weil die Menschen so unterschiedlich Musik rezipieren, wundert man sich als Rezensent auch nicht, wenn einem Leser von Konzert-Verrissen wütend schreiben: „Da waren Sie aber in einem ganz anderen Konzert!“

Aber warum hören wir eigentlich Musik? Zum Überleben oder Fortpflanzen brauchen wir sie nicht. Nein, es ist etwas anderes. Hören wir die für uns „richtige“ Musik, dann wirkt sie wie Drogen, Sex und Nahrung. Denn sie aktiviert im Gehirn die neuronalen Systeme für Belohnung und Gefühle. Das ist wissenschaftlich längst bewiesen. Musik kann so die Ausschüttung von Endorphinen, den körpereigenen Glücksboten, stimulieren. Ian Dury hatte also Recht, als er 1977 „Sex and Drugs and Rock'n'Roll“ singend in Zusammenhang brachte.

Belohnung und der Zugriff auf unsere Gefühle! Das ist Musik für die die meisten Menschen. Werden die körpereigenen Glücksboten aktiviert, dann haben wir das Bedürfnis, diesen Song immer und immer wieder zu hören: zehnmal, hundertmal, tausendmal. Ja, das Ohr ist konservativ: Es mag eben das, was es kennt.

**Musik kann die Ausschüttung von Endorphinen, den körpereigenen Glücksboten, stimulieren.**